

Freitag, 29. September 2006

«Theater braucht den Widerstand»

Samuel Schwarz, Regisseur des «Wilhelm Tell», im Gespräch über Männer, Mythen und Theater gegen die helvetische «Abwärtsspirale»

Samuel Schwarz, der Berner Regisseur, ist auf Schweizer und deutschen Bühnen gefragt – und meistens für Kontroversen gut. Ein Porträt und ein Gespräch über Zeitgenossen wie Schillers Tell.

PETER SURBER

400asa: Heisst das mehr Tiefenschärfe? Oder harte Konturen? Grobkörnigkeit, je nach Licht und Sujet? Klarheit? Sicher ist: Die Arbeiten der Theater- und Filmgruppe namens 400asa, die Samuel Schwarz mitbegründet hat, erregen seit 1998 in der Schweiz regelmässig Aufsehen – und die Meinungen gehen ebenso regelmässig auseinander: tiefenscharf – oder grobkörnig?

Zum Beispiel an der Expo.02. Dort inszenierte Samuel Schwarz mit 400asa ein in den Medien zum «Affentheater» stilisiertes 1.-August-Stück. Es fragte plakativ nach dem Schweizerischen im Schweizer – anhand von Affen. Gleichzeitig löste Schwarz mit seiner Devise «keine Fahnen» ausgerechnet am 1. August anregende helvetische Reflexionen aus, gegen die dann die Bundesräte Schmid und Couchepin mit eigenen Fahnen-Eiden rebellierten.

Oder «Andorra», 2005 in Basel: Da überstülpte Regisseur Schwarz Max Frischs Stück, dieser Suche nach dem Juden, dem «Schwarzen», dem Fremden im Eigenen, eine theatralische Überfremdung der wiederum grobschlächtigen und zugleich subtilen Art und Weise: ein Klischee-Amerika.

Oder «Meienbergs Tod», 2001 in Basel: Da zeichneten Schwarz und Autor Lukas Bärfuss den St. Galler Autor als schrillen Polterer und nahmen die Rede vom «Auslaufmodell» (wie sich Meienberg selber nannte) dramaturgisch beim Wort – aber seine politische Ernsthaftigkeit kam dabei unter die Räder.

Verlierer allenthalben

Schwarz und 400asa, mal unterbelichtet, mal überbelichtet? Als wir uns vor dem St. Galler Theater zum Gespräch über «Tell» treffen, bleibt vorerst kein Platz für vorbereitete Fragen zu seinem Theaterverständnis und jenem von 400asa. Es ist der Tag nach dem Ja zum Asylgesetz, und Schwarz knüpft gleich an, er sieht in der Verschärfung ein weiteres Symptom der helvetischen «Abwärtsspirale» – einer Spirale von Ausgrenzung, Enge, Angst, die fast nur Verlierer erzeuge. Ausser auf der Seite der Blocher-Schweizer und deren «protektionistischen und egoistischen Interessen».

Welches Stück man da spielen müsste, gegen diese Spirale, diese Angstgesellschaft? Vielleicht den «Tell», fragt Schwarz zurück.

Das Angst-Szenario präzisiert Schwarz so: Selbst Gutmeinende, solidarisch denkende Leute würden auf die Verliererstrasse gedrängt, ausgegrenzt, Zivilcourage sei nicht mehr gefragt, auf dem gesellschaftspolitischen Parkett sowie auch in der Alltagswelt fehle jede Streitkultur. All das schüre Zorn, einen übersteigerten Zorn gegen «die da oben», eine Militanz, die mangels öffentlicher Ventile sich privat aufstae, am Ende irrationale oder paranoide Züge annehme.

Da ist man schon ziemlich nah beim Attentäter Leibacher, der vor fünf Jahren in Zug im Parlament 14 Menschen tötete, und den Schwarz mit Tell in Beziehung setzen will. Verlierer-Parallelen sieht Schwarz auch anderswo, bei wortkargen Wildwest-Helden à la John Wayne, im amerikanischen Siedler-Mythos und wieder zurück bei Tell, dem schweigsamen Bergler und Alpensiedler.

Tell. A Terrorist's Tale

Mythische und moderne Bögen schlägt Schwarz auch im Konzept für einen Film mit dem Titel «Tell. A Terrorist's Tale», das 400asa begleitend zum St. Galler «Tell» entwickelt hat. Dort wird die frühneuzeitliche «Tellzeit» eingeführt mit dem Leben eines Mannes namens Markus, 37, Dramaturg mit Frau und Kind, der schleichend seine beruflichen Sicherheiten einbüsst, den Halt verliert, immer militantere Wahnvorstellungen entwickelt, asozial wird und schliesslich verwildert – während in der Parallelhandlung ein verunsicherter Tell statt den Apfel den Walterli trifft. «So treiben der mythische wie der moderne Kleinbürger ins moralische und physische Verderben», steht im Treatment zum Filmprojekt.

Terrorismus, zitiert Schwarz Salman Rushdie, sei die Folge eines übersteigerten Sendungsbewusstseins und geknickter Selbstwertgefühle. Typische Männerprobleme – und das bedrohe, sagt Schwarz, ihn persönlich, in dem Versuch, andere Männlichkeitsbilder zu leben, im Streben nach einem urbanen, gerechten, geschlechtersolidarischen, reflektierten Zusammenleben, nach einer Gesellschaft, die Gefühle zulässt und Widersprüche nicht aufhebt, sondern aushält.

«Wenn dies bedroht ist, dann greife auch ich zum Widerstand.» Aber nicht in Tellen-Manier. «Zorn ist auch eine starke künstlerische Energie», sagt Schwarz. Gerade Theater brauche diese dionysische Kraft, brauche die Polemik, den Widerstand, die Reibung am Gegenstand ebenso wie an den Publikumserwartungen. Theater brauche öffentliche Diskussion, «der Taxifahrer in der Stadt muss wissen, was an seinem Theater läuft», denn wenn eine Institution so viele öffentliche Gelder ausgabe, dann müssten die Leute wissen, was da passiere.

Der Stachel im Fleisch

Und was soll da, auf der Bühne, passieren? Schwarz zögert keinen Moment: «Theater ist dann relevant, wenn es mithilft, das gesellschaftliche Bewusstsein zu fördern.» Das schliesse «Publikumshits» nicht aus, aber ebenso wichtig sei ein Theater, das – bewusstseinsfördernd – an die Grenzen gehe. «Das kann meinetwegen bis zu Protesten führen oder dem Ruf nach Verboten. Ich suche das nicht, aber wenn es passiert . . . Denn da, wo die Gesellschaft reagiert, zeigen sich ihre empfindlichen Stellen und Themen.» Insofern brauche es Theater, «die Kunst muss der Stachel sein im Fleisch der Machthabenden.»

Bei all seinen Plädoyers für eine werteppluralistische Welt wundert es nicht, wenn Schwarz Schillers «Wilhelm Tell» zu «eindimensional» findet. Er setzt den Text deshalb einer szenischen Erprobung aus, die gängige Spiel-Erwartungen unterlaufen dürfte. Das Publikum, hofft Schwarz, komme so in eine aktivere Haltung; unterschiedliche Spielstile, Brüche, Varianten gehören zu dieser offenen Form dazu. Entstanden ist sie im Team, denn Schwarz setzt auch da auf Pluralität: Das Ensemble soll gleichberechtigt sein mit dem Regisseur. Und mit dem Autor. Auch wenn dieser Schiller heisst.

Premiere: Heute Freitag, 19.30 Uhr, Theater St. Gallen

Copyright © St.Galler Tagblatt
Eine Publikation der Tagblatt Medien